

Die Revolution der Frau

Autor(en): **Ragaz, Clara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **13 (1919)**

Heft 7

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-134505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sinne der bürgerlichen Achtstundenarbeit nach Freiheit und billiger Selbstbehauptung, weil übrigens beides selbstverständliche Postulate, Voraussetzungen und nur materielle Regulierungen sind. Seid als einziges nur Euch selbst. Erhöht euer Verantwortlichkeitsgefühl dem Weltgeiste gegenüber! Peitscht alle Fähigkeiten zum Erfassen der Weltunendlichkeit in Euch auf! Flüchtet Euch nicht in die längst veraltete, sklavische Untergebenheit! Lernet endlich den Begriff Mensch, die Idee Menschlichkeit durchschauen! Modelliert Euch danach! Und Euer Rolle in der Welt spielt vor dem richtigen Forum.

„Vermännlichung des Weibes“ jedoch heißt dies alles nicht und soll es nicht heißen. Bera Straßer.

Die Revolution der Frau.¹⁾

Werte Genossinnen,

Wir sind es nun seit Jahren gewohnt, alljährlich im März einen sozialdemokratischen Frauentag zu feiern. Was der 1. Mai für die gesamte organisierte Arbeiterschaft bedeutet, bedeutet dieser Märztag für die sozialdemokratische Frauenschaft. Es ist ein Sammeltag, ein Tag des Rückblicks und ein Tag des Ausblicks. Sammeln wollen wir an diesem Tage unsere Frauen, die Organisierten, damit sie sich einmal wieder bewusst werden der Kraft, die in einem geschlossenen Zusammenhalten liegt. Sammeln wollen wir aber auch die andern, noch unorganisierten Frauen, um ihnen recht eindringlich darzustellen, daß ihr persönliches Einzelschicksal mit all seinen persönlichen Nöten, Entbehrungen, Lasten und Leiden eben nicht nur ein Einzelschicksal ist, sondern daß gleiche Nöte, Entbehrungen, Lasten und Leiden ungezählte ihrer Schwestern aus dem Arbeiterstande bedrücken. Aber freilich, nicht nur das wollen wir ihnen sagen; das wäre eine traurige Botschaft, die wir ihnen zu bringen hätten. Wir wollen ihnen auch das andere sagen: Daß eben, weil ihr Schicksal das Schicksal von Tausenden und Hunderttausenden anderer Frauen ist, sie mit diesen andern zusammen ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen und es neugestalten müssen. Denen, die schon im Kampfe stehen, Mut zum Ausharren und denen, die erst für den Kampf zu gewinnen sind, Mut zum Aufnehmen des Kampfes zu machen, das ist die Aufgabe des Frauentages. Darum auch ist er ein Tag des Rückblickes und ein Tag des Ausblickes. Rückblickend wollen wir feststellen, was wir im Kampfe gewonnen haben, und ausblickend wollen wir uns darüber klar werden, was noch zu erreichen ist und wie wir es erreichen können.

¹⁾ Rede gehalten am sozialistischen Frauentag in der Kirche zu St. Jakob in Zürich am 16. März 1919.

Der Frauentag hat aber noch den ganz besondern Sinn, daß er den einen Gedanken in den Vordergrund stellt: Nicht nur muß die Proletarierin mit ihren männlichen Genossen zusammen den Kampf um eine völlige Neugestaltung unseres Wirtschaftslebens aufnehmen; sie muß auch, eben um diese Neugestaltung zu erreichen, in den Kampf um die völlige politische Gleichberechtigung mit dem Manne eintreten.

Wenn wir von diesem Gesichtspunkte aus über das vergangene Jahr zurückblicken, so könnten wir eigentlich den heutigen Frauentag beinahe als einen Tag des Triumphes feiern. Was ist seit einem Jahr nicht alles gegangen auf diesem Gebiete! Während wir sonst froh waren, wenn wir etwa wieder auf einen neuen Staat Nordamerikas hinweisen konnten, der das Frauenstimmrecht eingeführt hatte und uns schon freuten, wenn nur wieder irgendwo in einem Kantonsrate oder andern Rate ein paar anständige Worte zu Gunsten des Frauenstimmrechtes gefallen waren, so haben wir jetzt, um nur das Nächstliegende zu nennen, in unsern zwei Nachbarstaaten im Norden und im Westen, vom Rhein bis zur Donau, wenigstens im Prinzip Mann und Frau als gleichberechtigte Bürgerinnen, und innert unserer Grenzen wurde kürzlich im neuenburgischen Kantonsrat der Antrag auf die Erteilung der politischen Rechte an die Frau angenommen. Unser Zürcherischer Kantonsrat hat vor wenigen Tagen eingehend darüber disputiert, ob den Frauen bloß in den Gemeinden oder gleich für den ganzen Kanton die politische Gleichberechtigung zugebilligt werden solle, und in dieser Diskussion ist doch mit einer ganz andern Sachlichkeit geredet worden, als man es noch vor Kurzem gewohnt war.

So könnten wir also mit dem abgelaufenen Jahr zufrieden sein und froh und sicher in die Zukunft blicken? Ja, ist es nicht fast überflüssig, noch für das Frauenstimmrecht Propaganda zu machen? Kommt es nicht fast von selbst?

Zufrieden mit dem abgelaufenen Jahr? Ja und nein. Es hat ganz ungeheure Umwälzungen gebracht. Zunächst militärisch! Wenn wir an die militärische Lage von vor einem Jahr denken! Da schaute die Welt in atemlose Spannung nach der Westfront, wo sich Deutschland zu der schon seit Monaten verkündeten großen Offensive rüstete; von Schauer erfüllt dachte man der Opfer, die diese Offensive, ob sie erfolgreich oder erfolglos sei, wieder fordern würde und man horchte mit zitternder Spannung auf jeden Ton, der von einer Auflehnung der Völker gegen dieses erneute Morden Kunde zu bringen schien. Aber, wenn es einen Augenblick den Anschein hatte, als ob solche Töne zu uns herüberklängen, so wurden sie sofort überdröhnt von dem Donner der Kanonen, und das erfolgreiche Vordringen der deutschen Armee gab den damals herrschenden Gewalten der Centralmächte die Macht und den Mut, alle unbequemen Volksbewegungen zu unterdrücken.

Und heute? Heute schweigen die Kanonen. Heute sind jene Gewalten vernichtet; die Militärmacht der Zentralstaaten ist gebrochen, die Throne sind gestürzt, die Herrscher vertrieben. Die mutigen Kämpfer für Wahrheit, Recht und Volksbefreiung, die vor einem Jahr die Unterdrückten, Verfolgten, Gehegten waren, die durch Gefängnis und Zuchthausstrafen und durch alle möglichen anderen Quälereien mundtot gemacht worden waren, sind heute umjubelte Führer; einige von ihnen haben die Gefängnispritsche mit Sitzen im Parlament und in der Regierung vertauscht. (Daß ich dabei nicht an die Ebert und Scheidemannen denke, werden Sie mir ohne Weiteres glauben.) Und die Frauen, die gestern noch politisch Rechtlosen und Unmündigen, werden heute als wichtige Faktoren im politischen Leben gewertet und umworben.

Und aus jenen Staaten, in denen die Völker, durch unerhörten Sieg betäubt, zunächst im Siegestaumel völlig unterzugehen schienen, dringen auch immer wieder Gerüchte von nahebevorstehenden großen politischen Umwälzungen zu uns. Die Völker, die die Siege haben erfechten helfen, die Männer, die sie mit ihrem Blute erkaufte und die Frauen, die hinter der Front durch Arbeit, Entbehrung und Seelqual ihren Beitrag geleistet haben, haben nun auch ihre Macht und Bedeutung im Staate erkannt und wollen sich die Anerkennung dieser Bedeutung verschaffen.

Wenn aber rings um uns herum alles gährt und brodelte, sollte da nicht auch sogar für unser rückständiges Land die Stunde der Volksbefreiung gekommen sein? Und Volksbefreiung heißt heute unbedingt auch Befreiung der Frau. Darum dürfen wir uns schon noch einmal fragen: Ist es nötig, daß wir uns noch viel um die Erreichung dieser Rechte mühen, die uns durch die kommenden Ereignisse vielleicht als reife Frucht in den Schoß fallen? Ja, wir können noch weiter gehen und uns fragen: Bereiten sich jetzt nicht so ungeheure Dinge vor, daß die Frage des politischen Stimmrechts der Frau klein und nichtig erscheint gegen sie? Die Schicksale der Völker, das Schicksal der Menschheit steht auf dem Spiel; können wir uns da noch um das Schicksal der Frau im Besonderen kümmern?

Mir liegt diese Frage sehr nahe. Denn mehr als unser Sondergeschick liegt mir das Schicksal der gesamten Menschheit am Herzen. Und mehr als um die Befreiung der Frau ist es mir um die Befreiung des Menschen überhaupt zu tun.

Und dennoch, ja gerade deswegen trete ich auch heute ein für die Erteilung des vollen Stimm- und Wahlrechtes an die Frau.

Zwei Gründe habe ich dafür.

Einmal wollen wir uns die Lage klar machen. Das Bild, das ich vorhin von der heutigen Lage entworfen habe, ist ein einseitiges Bild. Wir haben Revolution und Auflösung alles Bestehenden in Rußland und Deutschland; wir haben Chaos und Anarchie in Oesterreich und Ungarn, oder, wenn die Zustände die dort herrschen, viel-

leicht noch nicht so genannt werden können, so ist das nur den Umständen zuzuschreiben, daß das allgemeine Elend die Bevölkerung unter seinem dumpfen Druck hält und sie völlig apathisch macht, daß Nationalitätenstreitigkeiten den Zusammenschluß der Proletarier als Klassengenossen verhindern und daß die teilweise Besetzung großer Landesteile überhaupt eine äußere Ordnung einstweilen noch aufzwingt. Daß in den Ländern der Entente nur noch eine dünne Decke die brodelnde Unruhe der Volksmassen verbirgt, ist wahrscheinlich, wenn auch die Gerüchte, die darüber zu uns dringen, aus so verschiedenen und zum Teil anfechtbaren Quellen stammen, daß wir uns kein sicheres Bild davon machen können.

Doch sei dem, wie ihm wolle. Das können wir mit Sicherheit annehmen, daß dort, wo die Revolution noch nicht ausgebrochen ist, sie überall sprungbereit auf der Lauer steht, um beim ersten Anlaß hervorzubrechen.

Nur ist diesem Bilde auch ein anderes gegenüberzustellen. Nicht nur die Revolution, auch die Reaktion ist überall gerüstet. Sie ist gerüstet, dort wo die Revolution heute herrscht und sie ist gerüstet, dort wo sie erst zu erwarten ist. Und sie ist gerüstet, nicht wie ein ungezähmtes wildes Tier, das sich zu einem leidenschaftlichen Kampfe um seine Freiheit oder um seine Nahrung bereit hält; nein sie ist gerüstet wie ein Krieger mit gepanzerter Faust, bereit alles niederzudrücken, niederzutreten, niederzuschlagen und auch niederzustecken, was sich ihrer Ordnung nicht fügen will. Oder, wir können auch sagen: Sie ist gerüstet, wie der Jägersmann, der im Hinterhalt lauert, bis das Wild hervorbricht, um es dann mit sicherem Schusse zu treffen. Ja, nicht nur das, die Reaktion hat es geradezu darauf abgesehen, das Wild der Revolution zu reizen, aufzuheizen, um es dann umso sicherer niederzuknallen. Sie hat auch ihre Opfer schon gefordert. Ich brauche Namen wie Liebknecht, Rosa Luxemburg und Eisner nicht zu nennen; sie haben sich uns tief genug eingegraben.

So sieht das Bild aus, wenn wir es von der andern Seite betrachten. Zwei furchtbare Gewalten, die einander kampfbereit gegenüber stehen, zum Teil schon in offenem Kampfe miteinander liegen, zum Teil erst ihre Waffen schleifen für den Kampf. Die Gewalten sind gleich furchtbar, vielleicht auch gleich mächtig; aber die Waffen sind ungleich verteilt, nicht nur die wirklichen Waffen, auch die geistigen Kampfmittel. Auf der einen Seite haben wir eine wilde Leidenschaftlichkeit, die leicht in Zügellosigkeit ausartet, auf der andern Seite kaltherrige Berechnung, auf der einen Seite ungeschulte Kräfte, auf der andern Seite die Braven und Stillen, die in Ordnung und Unterordnung ihr Ideal sehen.

Wo wird der Sieg sein? Ich weiß es nicht und kein Mensch kann es mit Sicherheit voraussagen. Auf jeden Fall täten wir nicht gut daran, uns nun auf den Siegeszug der Revolution durch die

Länder Europas zu verlassen und von ihr als Gnadengeschenk unsere politische Gleichberechtigung mit dem Manne zu erwarten.

Gnadengeschenke sind überhaupt nichts Gutes. Sie entwürdigen den Beschenkten. Nur das, um das man gekämpft und gearbeitet hat, gehört einem wirklich zu eigen. So wird auch das Frauenstimmrecht nur so viel Wert für uns haben als wir ihm selbst geben, dadurch daß wir uns für seine Erreichung einsetzen. Wir müssen selbst wissen, was es für uns bedeutet, uns selbst klar werden, zu was wir es nützen wollen; dann erst wird es ein brauchbares und wirksames Werkzeug in unserer Hand werden.

Was aber bedeutet es für uns, und zu was wollen wir es nützen? Damit kommen wir zu dem zweiten Grunde, warum es mir wichtig ist, trotz aller überragenden Weltgeschehnisse gerade von dieser scheinbar kleinen Frage zu reden.

Wir haben vorhin von Revolution und Reaktion geredet und es war uns allen wohl selbstverständlich, daß unsere Herzen auf Seiten der Revolution stehen. Ich habe das stillschweigend vorausgesetzt; denn der Sozialismus will eine vollkommene Umgestaltung unserer heutigen Wirtschaftsordnung und damit eine vollkommene Umgestaltung auch unserer Gesellschaftsordnung und unseres politischen Lebens, die ja aufs innigste verknüpft sind mit unserer Wirtschaftsordnung. Wir wollen eine neue Welt schaffen, und diese neue Welt kann nur entstehen, wenn die alte verschwunden ist, oder sagen wir vielleicht besser, diese neue Welt kann nur in dem Maße sich aufbauen, als die alte niedergedrückt ist. Darum stellen wir uns unwillkürlich auf Seite derer, die den Kampf aufnehmen gegen das, was ist. Daß ihnen die Jugend zjubelt, ist ja das Natürliche; ihr ist Kampf überhaupt das Element, in dem sie sich wohl fühlt. Und daß die, die durch die heutige Wirtschaftsordnung verkürzt, unterdrückt und entrechtet werden, in der Revolution Heil und Befreiung sehen, ist auch leicht zu begreifen; aber auch wir andern, die wir die Jahre des jugendlichen Ungefühls lange hinter uns haben, und die wir nicht unmittelbar durch persönliche Not und persönliche Leiden in die sozialistische Bewegung hineingedrängt worden sind, auch wir brauchen uns nicht lange zu besinnen, wenn wir vor die Wahl gestellt werden: Revolution oder Reaktion.

Der Unterschied zwischen uns und den jugendlich-ungefühlten, der Unterschied zwischen uns und den unter unsern Wirtschaftsverhältnissen direkt Leidenden ist vielleicht nur der, daß wir die Kosten mehr überschlagen, die Opfer berechnen. Es ist das Vorrecht der Jugend, an das Morgen nicht zu denken, sondern nun aus dem Heute heraus zu handeln; es ist eine der unheilvollen Begleiterscheinungen der Not, daß auch sie entweder zu stumpfem Erdulden führt oder zu unüberlegtem bloß aus der Verzweiflung der Stunde herausgeborenen Taten drängt. So tönt in vielen Ohren das Wort Revolution allein

schon wie Befreiung und wer Revolution verkündet, ist des Beifalls großer Massen sicher.

Dabei werden aber zwei wichtige Tatsachen außer Acht gelassen. Revolution, so wie sie gewöhnlich verkündigt wird, bedeutet Krieg, Bürgerkrieg, und Krieg erfordert immer Opfer von beiden Seiten. Krieg, Bürgerkrieg ist eine furchtbar ernste Sache, und wenn ich heute von der Revolution reden höre als wie von einem Kinderspiel, so muß ich unwillkürlich an jene Stimmen denken, die am Anfang des Weltkrieges zu uns herübergetönt sind und uns vom frischfröhlichen Krieg und vom Krieg als von einem Fest geredet haben. Und wie wir damals denjenigen, die diese Kriegsbegeisterung anfachten und sich zu Nütze machten, hätten zurufen mögen: Wißt Ihr, was Ihr tut, wißt Ihr mit was Ihr spielt, wißt Ihr was für ein Verantwortung Ihr auf Euch ladet? so möchte ich auch heute jedem, der das Wort Revolution leichtsinnig auf die Lippen nimmt, zurufen: Weißt Du von was Du sprichst? weißt Du, was in dem Worte eingeschlossen ist? Bist Du bereit, die Verantwortung auf Dich zu nehmen? Bist Du bereit, Dich zu opfern, oder bist Du nur bereit, andere zu opfern?

Will das heißen, daß wir keine Revolution wollen? Nein. Ich persönlich freilich bin überzeugt, daß eine Revolution der Gewalt immer ein zweischneidiges Schwert ist, das sich sehr leicht gegen denjenigen kehrt, der es führt; daß über der Revolution der Gewalt eine Revolution der Liebe, des Dienens und des Opfers stünde, die erst die wahre und auf den tiefsten Grund gegründete Umwälzung und Neugestaltung brächte. Doch gebe ich zu, daß wir für eine solche Revolution von Innen her noch nicht die Kräfte haben mögen und daß es zuviel verlangt wäre, wenn wir dem leidenden und gequälten Volke eine so großartige und heldenhafte Aufgabe zuweisen oder im zumuten wollten, zuzuwarten bis diese Kräfte in einer genügenden Zahl von Menschen erwacht seien. Nein, diesen Weg können wir niemanden vorschreiben; wir können ihn nur als den Weg, der uns zur wirklichen Höhe führen würde, kennzeichnen und mit Dank und Bewunderung zu den wenigen Einzelnen anschauen, die ihn gehen. Wenn aber die große Masse der wirtschaftlich Unterdrückten keinen andern Ausweg sieht, als der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, so wollen wir ihr dies nicht verdenken und können es ihr nicht verwehren. Nur das Eine wollen wir ihr klar und deutlich sagen: Wißt, was Ihr auf Euch nehmt! Rüstet Euch zu Euerm Kampfe wie zu einer harten, bitteren Notwendigkeit, aber nicht wie zu einem Fest! Wißt, daß auch dieser Kampf nur in dem Maße gewonnen werden kann, als sich in Euern Reihen Opferbereitschaft, Selbstzucht, Unterordnung unter einen reinen und selbstlosen führenden Willen findet!

Wißt aber auch das Andere, daß dieser Kampf nur in dem Maße wert ist, geführt zu werden als er auch wirklich ein Kampf um eine neue bessere Welt ist.

Das ist's, was mir heute ganz besonders am Herzen liegt, hier Euch, Genossinnen und Genossen, und mir selbst vor Augen zu führen. Es liegt in der Natur des Kampfes, daß die Kämpfenden sehr leicht über dem Kampf das Ziel vergessen. Hingerissen von der Leidenschaft der Bewegung, des Vorwärtsdringens, des Umsichschlagens, sieht der Kämpfer oft in dem bloßen Auswirken seiner Kräfte schon eine Tat und vergißt darob das Ziel, um das er zu kämpfen ausgezogen ist. Und der Unterdrückte, der zur Freiheit aufstrebt, sieht oft im bloßen Freisein von den bisherigen Fesseln schon das Endziel seines Strebens. So hören wir in den heutigen Kämpfen so viel mehr von dem, was bekämpft werden muß als von dem, was erkämpft werden soll, so viel mehr vom Niederreißen als vom Aufbauen. Wir müssen aber unbedingt von Anfang an beides im Auge haben. Ja, das, was nach dem Niederreißen kommen soll, müßte uns eigentlich noch viel mehr beschäftigen, als der Gedanke an das Niederreißen; denn es ist der weitaus schwerere und größere Teil der Aufgabe.

Man erzählt sich etwa die Geschichte eines Arztes, der in einem dumpfigen Krankenzimmer scheinbar versehentlich ein Loch in eine Fensterscheibe geschlagen habe, weil er kein anderes Mittel zur Hand hatte, um frische Luft in das Zimmer einströmen zu lassen. Unsere Revolutionäre von heute sehen oft auch kein anderes Mittel als das Scheibeneinschlagen, wörtlich und bildlich genommen, um einen frischen Luftzug in unsere moderigen, muffigen Ordnungen und Zustände zu bringen. Wenn der Arzt aber ein Freund und Erzieher und nicht nur ein Dreinsahrer war, so hat er wohl nachher das Fenster wieder einsetzen lassen und die Leute über den Wert der frischen Luft belehrt, so daß sie sich zum Öffnen und Schließen des Fenster entschlossen; sonst wäre das Loch wohl einfach mit Papier überklebt worden und das Zimmer wäre ebenso dumpfig und dazu noch trüber gewesen als vorher.

Man hat auch oft schon gehört von einer wohlthätigen Feuersbrunst, die irgend ein armseliges, winkliges, sonnenarmes Quartier oder Dörflein zerstörte, das dann nachher schmuck und neu aufgebaut und Luft und Licht zugänglich gemacht werden konnte. Die Revolution ist eine solche Feuersbrunst, oder sie kann wenigstens eine solche sein. Aber wie eine Feuersbrunst eben nicht immer oder nur selten gerade nur das Alte, Morsche, Hinfällige zerstört, und vor dem, was noch erhaltenswert wäre, Halt macht, so ist die große Gefahr der Revolution, daß sie unaufhaltsam weiter frißt und sich, einmal entfesselt, nicht mehr eindämmen läßt. Aber selbst angenommen, sie beschränke sich nur auf das, was des Verderbens wert ist, so braucht es eben zum Wiederaufbau dessen, was zerstört wurde, zweierlei. Es bedarf eines Planes, eines leitenden Geistes zur Ausführung desselben und es bedarf williger, helfender Hände und Herzen für Arbeitsleistung und zur Beschaffung der Mittel für den Wiederaufbau.

Es braucht zu dieser Revolution Kräfte des Umgestaltens und Neubildens, die uns nur aus der Tiefe her kommen können, Kräfte des Lebens statt der Zerstörung. Ist es anmaßend zu glauben, daß solche Kräfte vielleicht gerade in der Seele der Frau ruhen? und daß diese Revolution darum ganz besonders die Revolution der Frau wäre?

Und doch wäre sie im Grunde genommen keine neue Revolution. Die alten Losungsworte der französischen Revolution Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit müßten nur von noch größerer Tiefe her erfaßt werden; dann könnten wir sie gern wieder zu unsern Losungsworten machen.

Wir müssen uns nur vor falschen Auslegungen hüten. Wir dürfen nicht meinen, frei sein vom heutigen Zwange, sei schon Freiheit, und wir dürfen auch nicht dem Wahn verfallen, als ob die Forderung der Gleichheit schon erfüllt wäre, wenn wir nur alle gleich armelig und elend wären. Vor allem aber dürfen wir nicht das dritte der Losungsworte: Brüderlichkeit übergehen, wie wir das so gerne tun. Soll uns das alte Dreigestirn zur neuen Freiheit führen, dann müssen wir jedem der drei Worte seine volle Gültigkeit verschaffen.

Freiheit vom alten Zwang, ja. Aber Freiheit auch in unserm neuen Zusammenleben! Und diese Freiheit zu gestalten, wird kein leichtes sein. Wir leben heute alle unter dem Druck und Zwang der Verhältnisse, und diejenigen, die diesen Druck und Zwang ganz besonders spüren, werden ja meistens im Kampfe um ihre Befreiung wieder in einen neuen Druck und Zwang hineingedrängt; denn ein solcher Kampf erfordert wieder Disziplin und Unterordnung. Was liegt näher, als daß sie eines Tages, dieser Fesseln überdrüssig, alles von sich werfen und nur noch ihrem eigenen Willen folgen, wo nicht gar ihren Willen endlich einmal den andern als Joch auferlegen wollen? Dann aber haben wir Anarchie oder wieder Unterdrückung, nur mit vertauschten Rollen. Wir aber wollen eine freie sozialistische Gesellschaftsordnung. Wie gelangen wir zu ihr?

Auf jeden Fall nur, indem wir heute schon versuchen, wenigstens unter uns Genossen etwas davon zu verwirklichen. Dazu gehört aber unbedingt, daß die Frau von ihrer politischen Unmündigkeit befreit werde. Genossen und Genossinnen, die darüber heute noch im Zweifel sein können, haben die Grundgedanken des Sozialismus jedenfalls noch nicht verstanden. Denn, vergessen wir nicht, die Revolution ist schließlich doch nur ein letztes, furchtbares Verzweigungsmittel. Was immer sich auf friedlichem, gesetzmäßigem Wege erreichen läßt, muß auf jenem Wege angestrebt werden. Und zu diesen friedlichen und gesetzmäßigen Mitteln gehören Stimm- und Wahlzettel. Es ist uns ja genug entgegen gehalten worden, daß in der demokratischen Schweiz der Arbeiter gar kein anderes Mittel nötig habe; man hat aber dabei vergessen, daß die Arbeiterin, deren Lage der

Verbesserung nicht weniger bedarf als die Lage des Arbeiters, dieses Mittel nicht besitzt. Nun, umsomehr haben wir das Recht es zu fordern, damit nicht die Arbeiterin gezwungen werde, andere Mittel anzuwenden. Ja, fordern wir es und Ihr, Genossen, unterstützt uns in dieser Forderung. Unterstützt uns aber mit ganzem Herzen und nicht nur so halbherzig und mehr oder weniger schandenhalber und ohne innere Ueberzeugung, nur weil es eben doch auf dem Programme steht. Nein, es ist Eure Sache, so gut wie die unsrige; es ist unsere gemeinsame Sache; wir können ein künftiges Reich der Freiheit nur vorbereiten, indem wir heute schon daran bauen und jede Fessel, die heute fällt, bedeutet ein Hindernis weniger auf unserm Weg. Das Fallen dieser Fesseln ist aber zugleich ein Sinnbild von jenem künftigen Reich der besseren Gerechtigkeit, für das wir arbeiten.

Dasselbe gilt von der Gleichheit. Es glauben so viele, das sozialistische Ideal damit totschiagen zu können, das sie den Sozialismus als eine langweilige Gleichmacherei hinstellen. Nein, das ist der richtig verstandene Sozialismus nicht. Seine Gleichheit bedeutet nur eine möglichst gleiche Entfaltungsmöglichkeit für alle Menschen; daneben soll gerade im Sozialismus sich die Eigenart des Einzelnen frei entwickeln können. In Wirklichkeit ist gerade der Kapitalismus der seelenlose Gleichmacher; er kann, außer in ein paar leitenden Geistern, keine selbständig denkende Menschen brauchen; er sammelt die Menschen zu Hunderten und Tausenden in seinen Handelshäusern und Fabriken und weist ihnen als Wohnstätten die öden Mietkasernen, die sogenannten Tausendseelenhäuser an; er versucht, sie alle auf demselben Niveau niederzuhalten, sie höchstens in gewisse Kasten und Schichten zu ordnen, die aber doch alle von dem einen Gefühl der Abhängigkeit von der bekannten oder unbekanntem Macht über ihnen durchdrungen sind. Der Sozialismus freilich kennt auch eine Abhängigkeit; aber es ist eine gegenseitige Abhängigkeit, nicht die Abhängigkeit des Benachteiligten vom Bevorzugten, des Unterdrückten vom Unterdrücker, des Arbeiters vom Brotherrn. Er will die Menschen als gleichwertige Glieder der Gesellschaft und des Wirtschaftslebens einander gegenüberstellen, so daß sie im Bewußtsein ihrer Ebenbürtigkeit ihre Kräfte zu freiem Austausch zur Verfügung stellen. Und weil nicht von vornherein dem einen alle Wege geebnet, dem andern alle verschlossen sind, so ist die Möglichkeit viel größer, daß sich jedes eben den Weg wähle, der für ihn das Richtige ist. Als Beispiel möchte ich die Frau anführen. Wenn wir Frauen heute gleiche Rechte wie der Mann verlangen, so ist das nicht, oder bei den wenigsten von uns, um es ihm dann in Allem gleich zu tun. Wir hoffen im Gegenteil, daß wir gerade durch diese Gleichstellung mit dem Manne mehr unsere eigene Art durchsetzen können. Heute sind wir in allen Dingen, die das öffentliche Leben betreffen, vom Manne abhängig. Er macht die Gesetze für uns; er richtet uns und unsere Schwestern; er beschließt über die Bauten, die für uns und

die kommende Generation ausgeführt werden sollen; er schließt Verträge ab mit dem Ausland und er bestimmt die Tribute, die wir dem Staate zu leisten haben in Form von Zöllen, Steuern, Tarifen, Fahrpreisen für Eisenbahn und Tram oder auch in dem noch viel einschneidenderen Tribut, den die Wehrpflicht von unsern Söhnen fordert. Er kann uns aber auch Berufe öffnen oder verschließen, je nach seinem Belieben; kurz wir haben uns überall zuerst noch gegen ihn durchzusetzen und verlieren viel nutzlose Zeit in der Durchbrechung solcher uns willkürlich auferlegten Schranken. Wären diese Schranken der Ungleichheit einmal aufgehoben, so könnten wir unsere Kräfte viel mehr auf die Verfolgung unserer eigentlichen Ziele verwenden. Wir würden in manchen Dingen vielleicht auch wieder im Gegensatz zum Manne stehen, weil Frauenart nicht Männerart ist, und Fraueninteressen nicht immer die gleichen sind wie die Männerinteressen; aber dadurch daß wir einander frei und gleichberechtigt gegenüber stünden, würde dieser Widerstreit, wo ein solcher vorhanden ist, viel ruhiger und sachlicher ausgefochten. Das ist es ja, was auch unsern sozialen Kämpfen heute eine solche Bitterkeit und Verbitterung gibt, daß der eine Teil der Kämpfenden sich, obgleich der Zahl nach weit überlegen, so ohnmächtig und verkürzt vorkommt, weil er so viel weniger gut ausgerüstet ist zum Kampf. Darum gäbe uns eine Aufhebung dieser Ungleichheit der Geschlechter im politischen Leben jene Ruhe und Sicherheit, die zu einem sachlichen Kampf nötig sind und sie wäre auch wieder eine Verheißung auf die spätere volle Verwirklichung unseres Ideals der Gleichheit im Zusammenleben der Menschen.

Und das dritte Lösungswort: Die Brüderlichkeit? Es ist ja ganz klar, daß das nicht verwirklicht ist, solange die eine Hälfte der Menschheit politisch abhängig ist von der andern. Brüderlichkeit beruht auf Freiheit und Gleichheit; denn die Geschwister stehen in einem Verhältnis der Freiheit zu einander und sind unter sich gleich. Aber freilich, das ist eben dasjenige Ideal, das in unserm Gedanken nicht dieselbe Rolle spielt, wie Freiheit und Gleichheit. Freiheit und Gleichheit tönt einem so viel besser in den Ohren. Sein Joch abwerfen und jeden Menschen als seinesgleichen betrachten, das hat etwas viel Bezaubernderes, als das Wort von der Brüderlichkeit, das eben viel mehr den Gedanken der Liebe, des Helfens, der Hingebung in sich schließt. Revolutionen kann man machen mit dem Rufe nach Freiheit und Gleichheit; aber das, was nach den Revolutionen kommen sollte, die Begründung einer neuen Welt, einer neuen Organisation der Menschen untereinander, dazu braucht es eines andern Lösungswortes; dazu braucht es anderer Kräfte. Diese Kräfte sind eben in dem Worte Brüderlichkeit eingeschlossen. Zum einen braucht es Kämpfer, zum andern braucht es Dienst, aber Dienst im besten Sinne dieses Wortes, ein Dienst in Freiheit und Gleichheit aus Liebe. Zu solchem Dienst müssen wir uns unbedingt rüsten, wenn anders das Furchtbare, das die Menschheit durchgemacht hat, das Furchtbare in dem sie heute lebt und das

Furchtbare, das ihr aller Wahrscheinlichkeit nach bevorsteht, zu ihrem Heil und nicht zu ihrem Verderben ausschlagen soll. Von diesem Gedanken der Brüderlichkeit und des gegenseitigen Dienens und Helfens muß unser künftiges Zusammenleben ganz anders durchdrungen sein und gerade darum gehört die Frau mit dazu, wenn dieses künftige Zusammenleben ausgestaltet werden soll. Denn daß in der Natur der Frau das Dienen und Helfen mehr liegt, als in dem Manne, das ist wohl eine anerkannte Tatsache. Umgekehrt ist aber auch gerade darum ihre Befreiung nötig, weil nur ein Dienen in Freiheit ein würdiges Dienen ist.

Zum Schlusse möchte ich Ihnen noch eine kleine Anekdote erzählen, die ich einmal in einer amerikanischen sozialistischen Zeitschrift gelesen habe. Ein Kirchenchrist und ein Sozialist unterhalten sich zusammen über die sozialistischen Ideale. Der Kirchenchrist findet, daß die Welt hier freilich nicht sei, wie man sie wünschen möchte, daß man aber dafür das Jenseits habe, wo dann eitel Herrlichkeit und Harmonie herrsche. So, fragt der Sozialist, wird es dort nicht Arm und nicht Reich geben? Nein, antwortete der Kirchenchrist, selbstverständlich nicht, dort wird für alle die Fülle sein. Und wird es dort auch nicht Ausbeuter und Ausgebeutete geben? Aber natürlich nicht, dort wird keiner dem andern sein Joch auflegen dürfen. Und gibt es dort auch nicht Hohe und Niedrige? Nein, vor Gott sind alle gleich. Ja, fragt der Sozialist, wär es denn nicht gut, daß sich die Menschen schon hier auf die Zustände dort vorbereiteten und daß die, die hier Macht, Ansehen und Reichthum haben, schon hier darauf verzichteten, damit es ihnen dort nicht zu ungewohnt vorkäme?

An dieses Zwiegespräch muß ich jetzt etwa einmal denken, wenn ich in unsern Parteiblättern und Parteiversammlungen die Revolution als die Bringerin alles Heils verkündigen höre. Ich möchte noch einmal sagen: Ich bin überzeugt, daß unser heutiges System faul und morsch und zum Untergange reif ist; ich persönlich sehe in der Revolution etwas Furchtbares, aber vielleicht Unausweichliches, weil für die Untergrabung unseres heutigen Systems von noch größerer Tiefe her, keine gesammelten Kräfte da sind. Aber wenn sie unausweichlich ist, so ist sie der Schrecken, die sie über die Menschheit bringt nur wert, insofern sie dann wirklich in das „bessere Jenseits“ einer neuen Gesellschaftsordnung führt. Und dieses „bessere Jenseits“ müssen wir unbedingt wenigstens in einzelnen Ansatzpunkten schon diesseits der Revolution verwirklichen; sonst haben wir kein Recht, daran zu glauben, daß uns die Verwirklichung nachher gelinge. Von diesen Ansatzpunkten aus mag es uns dann möglich sein, die Brücke in das neue Land hinüberzuschlagen.

Darum begrüße ich jede Verwirklichung irgend einer und sei es auch kleinen Forderung der Gerechtigkeit und kämpfe dafür. Darum kämpfe ich auch für die politische Gleichberechtigung der Frau. Möge sie bald Wirklichkeit werden und mögen wir sie dazu ausnützen diesseits

oder jenseits der Revolution oder wenn es möglich wäre durch eine friedliche Revolution ein Reich der Freiheit und Gleichheit, aber vor allem der wahren Brüderlichkeit aufzubauen!

Clara Ragaz.

Zu Gottfried Kellers hundertstem Geburtstag.

Ein wüstes Ueberborden
 Von allem Haß hienieden,
 Ein jahrelanges Morden,
 Ein Friede ohne Frieden,
 Ein trauriges sich härmern,
 Ein finsternes sich sorgen:
 Und nun in all dem Lärmen
 Ein stiller Sommermorgen.
 Ein Morgen voller Glänzen
 Und voll Erinnerungen,
 Ein segnendes Bekränzen
 Deß', der sich durchgerungen
 Durch alle Alltagsplagen,
 Durch all den Wust der Zeiten,
 Durch abertausend Fragen,
 Die Gram und Not bereiten,
 Der männlich fest gestaltet
 Im heißen Wortefechten,
 Und unbeirrt entfaltet
 Die Fahne alles Echten,
 Der frohgemut getrunken
 An frischen Lebensquellen
 Und wieder, weltversunken,
 Mit Augen, sonnenhellen,
 In alle Weiten wachte,
 Ob freie Laute klingen,

Ob nicht vielleicht doch sachte
 Der Sonnenboten Schwingen
 In wundersamem Malen
 Das Morgenrot erschufen
 Ob Berg und engen Talen,
 Als Licht auf dunklen Stufen. —
 Lang ist dein Kampf zu Ende;
 Wir stehen in dem Feuer
 Und in der großen Wende,
 Wo Alles, was uns teuer,
 Bedroht von Nacht und Grauen.
 Wenn nun mit heißen Augen
 Wir prüfend einwärts schauen,
 Ob wir zum Kampfe taugen,
 Wenn wir dann vorwärts dringen
 Und rückwärts uns versenken,
 Da hör'n wir oft ein Klingen,
 Daß deiner wir gedenken:
 Ringsum in aller Weite
 Da wandern deine Worte,
 Sie geben uns Geleite
 Und werden uns zum Horte,
 Und werden uns zum Segen,
 Und fangen wir sie ein,
 So blüh'n auf unsern Wegen
 Freiheit und Sonnenschein.

U. W. Züricher.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir haben dies Heft im Blick auf den rasch wachsenden Anteil der Frau am öffentlichen Leben zu einer Art Frauennummer gemacht, indem die meisten Beiträge das Thema, das „Frau“ heißt, behandeln. Etwas Erschöpfendes wollen wir selbstverständlich nicht bieten. Auch dieses Thema steht bei uns zu freier Diskussion. Der Mangel an Raum hat uns im übrigen wieder gehindert, einige andere Beiträge zu bringen, besonders solche, die zu den Begebenheiten der letzten Zeit Stellung nehmen.

Redaktion: Viz. J. Matthieu, Gymnasiallehrer in Zürich; E. Ragaz, Professor in Zürich; E. Stückelberger, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn Ragaz zu senden. — Druck und Expedition von R. G. Zbinden & Co. in Basel.